

Musik visualisieren

„The Look of the Sound“:
Branche trifft sich in Mannheim

Von Jan Millenet

Zwölf Jahre lang organisierte Katrin Rabus „The Look of the Sound“ in Bremen. Nun kommt das Internationale Fernsehforum für Musik, das seinen Blick auf die visuelle Darstellung von Musik richtet, vom 6. bis 9. April nach Mannheim. Und dort soll es auch bleiben, wenn es vom Publikum angenommen wird.

Denn Rabus möchte die Organisation aus Altersgründen abgeben, sucht einen Nachfolger und hat in Mannheim wohl vertrauensvolle Hände gefunden, wie sie selbst sagt. Katrin Rabus entschlüsselt das Konzept, das hinter dem Fernsehforum steckt: Es gehe um Musikfilme, also Filme, in denen die Musik das Thema ist. Dabei ist die Musik in vielfältiger Form Gegenstand der filmischen Inszenierung.

So trifft sich, wie einst in Bremen, nun in Mannheim die Fachbranche, um über die neusten Entwicklungen in der visuellen Darstellung von Musik zu sprechen. Unter den rund 50 Gästen befinden sich Komponisten, Musikwissenschaftler, Produzenten, TV-Macher oder Regisseure: Namen wie Hannes Rossacher und Larry Weinstein, beides bekannte Filmemacher, oder Wolfgang Bergmann, der Geschäftsführer von ARTE Deutschland und ZDF, tauchen auf. Ebenso der Naidoo-Produzent Michael Herberger oder der Chef der Mannheimer Popakademie, Udo Dahmen. Es gibt Podiumsdiskussionen, Vorträge und Filme. Alles findet in einem öffentlichen Rahmen statt, aber das Abendprogramm dürfte am öffentlichkeitstauglichsten sein. Etwa Rossachers Dokumentarfilm „Rammstein in Amerika“, den es am 6. April, 20 Uhr, kostenlos in der Popakademie zu sehen gibt. Im Anschluss stellt sich der Filmemacher dem Gespräch. Insgesamt drei Filme richten sich an die breite Öffentlichkeit, darunter auch „The Devil's Horn – oder Die Geschichte des Saxophons“ (20 Uhr, Cineplex Mannheim) von Larry Weinstein (Toronto).

„The Look of Sound“ könnte somit ein interessanter Aspekt in Mannheims kreativer, musikalisch geprägter Landschaft werden. Das Fernsehforum wird von ARD, ZDF, ARTE, der Stadt Mannheim, der MFG Filmförderung Baden-Württemberg, dem Musikpark Mannheim, der Popakademie und dem Clustermanagement Musikwirtschaft Mannheim und Region gefördert.

Info: www.fernsehforum-musik.de

Ein Wunder

Naidoo und Pelham haben sich versöhnt
und musizieren wieder miteinander

Von Alexander R. Wenisch

Jaja, er hat wahrlich keinen leichten Weg hinter sich. Wegen gewaltverherrlichender und menschenverachtender Texte kritisiert und vor Gericht. Neue Freunde suchend bei den rechtspopulistischen Reichsbürgern. Und dann die Schmach der Nacht-und-Nebel-Nominierung zum ESC plus Absage.

Jetzt erreicht Xavier Naidoo sichere Gefilde. Heimathafen. Zurück auf Anfang. Und mit wem? Ausgerechnet mit Moses Pelham, seinem Entdecker, Förderer und ersten Produzenten hat der Mannheimer neue Songs aufgenommen. Und das grenzt schon an ein Wunder – was im Zusammenhang mit Naidoo ja keine übertriebene Vokabel ist. Ein Wunder also, dass sich die spinnefeinden alten Freunde wieder zusammengetan haben. Sie hatten sich im Zuge eines Rechtsstreits um Plattenvermarktung vor rund 15 Jahren heftig überworfen. Was bis vor Gericht ging.

„Nicht von dieser Welt 2“ heißt das Album, an dem Naidoo und Pelham drei Jahre lang gearbeitet haben und das heute erscheint. Und es müsste schon mit dem Teufel zugehen, wenn es kommende Woche nicht schon auf Platz 1 der Charts stehen würde. Die Versöhnung der beiden Musiker ist dem gemeinsamen Freund Richard Geppert geglückt. Der hat den beiden erzählt, der jeweils andere wolle sich treffen.

Das war natürlich eine Lüge, weder Naidoo noch Moses Pelham hatten diesen Wunsch geäußert. Aber da der Zweck die Mittel heiligt, haben die Musiker irgendwann auch zugestimmt. Jetzt feiern sie die „Renaissance der Liebe“. Klingt etwas nach Seifenoper, doch so bezeugen es die, die dabei waren.

Nun knüpft schon der Titel des neuen Albums an Naidoo/Pelhams extrem erfolgreichen Erstling aus dem Jahr 1998 an, der Opener greift den titelgebenden Hit auf und lässt ihn von einem Kinderchor

verfremden. Sogar kleine Soundschnipsel – das reißende Papier aus „Freisein“ – tauchen wieder auf. Schöne Spielereien.

Im Großen und Ganzen bekommt der geneigte Hörer, was es zu erwarten gibt. Bombastische Soundteppiche von Pelham und theatralische Kirchentags-Lyrik von Naidoo. Wobei es die Herren ja immer wieder schaffen, Texte zu schreiben, die sich zunächst wie schöne Liebeslieder angehen – und in denen es dann doch (nur) um die Liebe zu Gott geht.

„Alles was ich sagen will ist/ ich glaub' an dich/ ich vertrau' auf dich/ ich bau' auf dich/ Herr, du bist der Fels.“

Man kommt nicht umhin, es für Matsche zu halten, wenn die beiden Musiker im Interview zur Platte nicht so feinsinnig über ihre gemeinsame Basis plaudern würden. „Dieser Kern unserer Beziehung strahlt und innerhalb dieses Kerns ist dieser Glaube an Gott zu finden“, sagt Naidoo. Eben. Und die Nächstenliebe und, ja, jetzt auch das Verzeihen können. Ein Zyniker, wer dagegen etwas einwenden wollte. Darum sollte man auch nicht lange rätseln, warum auf dem

aktuellen Cover ein „XP“ zu sehen ist. Könnte für Xavier (spricht: savior, also der Erlöser) und Pelham (Moses, der Prophet) stehen. Kein Zufall, dass XP auch das Christusmonogramm ist. Das soll wohl mehr als nur andeuten, eine höhere Macht stünde über diesem Duo.

Das Booklet ist darum auch mit allerlei feinen Bibelsprüchen geschmückt. Aber auch Nelson Mandela und der gute Goethe dürfen zu Wort kommen. Und um die endlich wieder gefundene gemeinsame Kunst zwischen all diesen wichtigen Wortmarken auch zur Geltung kommen zu lassen, liest man in den Credits der Songs nicht etwa „geschrieben und komponiert“. Nein, die Texte und Klänge wurden von Naidoo und Pelham „erfahren und aufgeschrieben“. Offenbarung also? Markus 11:24 sagt dazu im Booklet: „Alles, um was ihr auch betet und bittet, glaubt, dass ihr es empfangen habt, und es wird euch werden.“

Und das in einem Auto – die beiden waren quer durch Europa „auf Tour“, um Ideen für ihre neuen Songs zu sammeln. Xavier am Steuer, singend, Moses auf dem Beifahrersitz, am Laptop aufnehmend. Irgendwie dann doch profan.



Können verzeihen: Xavier Naidoo und Moses Pelham (r.) sind wieder Freunde. Foto: dpa

Meister der Streitkultur

Der Schriftsteller Rolf Hochhuth feiert heute seinen 85. Geburtstag

Von Volker Oesterreich

Als Gesprächspartner besticht Rolf Hochhuth durch seine umfassende historische und literarische Bildung, aber wenn ihm etwas nicht passt, dann verwandelt er sich in ein Rumpelstilzchen, das mit Prozessen droht. Besonders dann, wenn er glaubt, ein Regisseur verunzue eines seiner Stücke. So wie 1993 Einar Schleef, der Hochhuths „Wessis in Weimar“ über die Machenschaften der Treuhandanstalt zur Uraufführung brachte. Schleef legte dabei mehr Wert auf die dokumentarischen Zutaten des Stücks als auf die Dialoge. Er ließ den Schauspieler Martin Wuttke mit geöffneten Mantel onanieren, während er einen Text herunterleierte. Zu viel für Hochhuth. Beinahe hätte er die Produktion verbieten lassen. Das Theater um das Theater wurde fast zu einem eigenen Kunstwerk. Geschadet hat es weder Hochhuth noch Schleef.

Heute feiert der Autor seinen 85. Geburtstag. Besonders gern packt er als Meister der Streitkultur brisante Stoffe an. Dabei legt er sich mit großen Institutionen an, angefangen beim Vatikan. In seinem Stück „Der Stellvertreter“ (1963) warf er Papst Pius XII. vor, die Judenverfolgung während der NS-Zeit geduldet zu haben. Uraufgeführt wurde das Stück von Erwin Piscator, dem großen, alten Mann des politischen Theaters.

In seinen „Soldaten“ prangerte Hochhuth die Bombardierung deutscher Städte durch die britische Luftwaffe an, wobei er sich besonders über Winston Churchill ereiferte. Und in den „Juristen“ (1980) thematisierte er das Verquickung der Nachkriegsjustiz mit dem NS-System. Das Stück steht in direktem Zusammenhang mit Hochhuths Erzählung „Eine Liebe in Deutschland“ (1978) über den ehemaligen baden-württembergischen Ministerpräsidenten Hans Filbin-

ger, der als Marinerichter noch während der letzten Tage des Zweiten Weltkriegs Todesurteile unterzeichnet hatte. Nach Erscheinen des Textes verlor Filbinger sein Amt. Die „Juristen“ wurden zeitgleich in Hamburg, Göttingen und Heidelberg uraufgeführt, damals begleitet von unwürdigen Debatten im Heidelberger Gemeinderat.

Geboren wurde Hochhuth 1931 in Eschwege. Nach der mittleren Reife absolvierte er eine Buchhändlerlehre. Er schrieb sich als Gasthörer ein (u. a. an der Universität Heidelberg) und fand bald zum Verlagswesen. Zusammen mit Heinar Kipphardt gilt er als wichtigster Vertreter des Dokumentartheaters. Kritiker werfen ihm gebetsmühlenartig vor, in seinen politischen und zeitkritischen Theatertexten keine lebendigen, theaterwirksamen Figuren auftreten zu lassen. Doch Hochhuth ficht das nicht an. Er schreibt unbeirrt weiter. Und nun gibt ihm die jüngere Generation Recht. Denn das gute, alte Dokumentartheater erlebt bei Recherche-Projekten für die Bühne eine Renaissance.

Seit langem kämpft Hochhuth für das Autoren-Theater, in dem Dramatiker die künstlerische Verantwortung tragen. Wie einst Molière oder Brecht. Aus diesem Grund hat Hochhuth mit der von ihm gegründeten Ilse-Holzappel-Stiftung das Berliner Ensemble von den Wertheim-Enkeln gekauft. Ein Coup, der zum Dauerstreit mit Claus Peymann geführt hat. Denn Peymann will sich als Intendant nicht vom Vermieter ins Konzept hineinreden lassen. Aus den Streitigkeiten ließ sich glatt ein Stück machen, natürlich dokumentarisch unterfüttert.

Rechtzeitig vor Hochhuths Geburtstag ist bei Rowohlt sein „Grundbuch“ erschienen (22,95 Euro). Es enthält 365 kleine Sieben- bis Zwölfzeiler. Mal sind sie wutschnaubend, mal altersmilde poetisch. Ein Hochhuth-Konzentrat.



Schriftsteller Rolf Hochhuth. Foto: Schmidt

Die Angst vor dem Vergessen

Zum Tode des Literaturnobelpreisträgers Imre Kertész

Von Wolf Scheller

„Ich möchte noch ein bisschen leben in diesem schönen Konzentrationslager.“ So schreibt der ungarische Schriftsteller Imre Kertész, dessen „Roman eines Schicksalslosen“ als eines der bedeutendsten literarischen Zeugnisse über die Erfahrung mit totalitären Systemen im vorigen Jahrhundert gilt. Kertész erzählte hier die Leidensgeschichte eines vierzehnjährigen Budapesters, der nach Deutschland verschleppt wird und der Hölle der Lager nur knapp enttrifft. Es sind eigene Erlebnisse, die der Literaturnobelpreisträger von 2002 verarbeitet.

Man hatte ihn als Halbwüchsigen aus Budapest nach Auschwitz und Buchenwald verschleppt. „Mich hat der Holocaust zum Juden gemacht...“, schrieb er. „Später habe ich mir eine Lebensaufgabe gestellt, die es erfordert, die Qualität meines Judentums für mich zu erklären.“ Er sei, sagt er in seiner literarischen Selbstermittlung, in dem Buch „Dossier K“, „ein Jude, der mit keiner der vor Auschwitz bekannten Lebensformen noch irgendetwas zu tun hatte“.

Kertész' Bücher setzen den Leser einem Schock aus, der das negative Mysterium der Lagererfahrung als ein „universales Gleichnis“ des 20. Jahrhunderts vermittelt. Die Ankunft im Lager, die Registrierung der Häftlinge, Desinfektion, Schwerstarbeit unter der Knute der Wachmannschaft – im Lager ist die Grenze zwischen Gut und Böse eindeutig. Der Junge ist dem Ganzen nicht gewachsen. Man quält ihn. Selten ist der große Mord aus einer solchen Perspektive, dem Blickwinkel eines Kindes, so detailliert und sensibel dargestellt worden.

Seinem Alter Ego legte Kertész Worte in den Mund, die das quälende Bemühen kennzeichnen, einen Sinn in dem Geschehen zu entdecken. „Und genau das

Gleiche sah ich dann bei den anderen im Lager... das immer gleiche Bemühen, den gleichen guten Willen. Auch ihnen ging es darum, gute Häftlinge zu sein... Das war unser Interesse, das verlangten die Umstände... Waren zum Beispiel die Reihen mustergültig ausgerichtet und stimmte der gegenwärtige Bestand, dann dauerte der Appell weniger lange – anfangs zumindest. Waren wir zum Beispiel bei der Arbeit fleißig, dann konnten wir Schläge vermeiden – öfter zumindest.“

Kertész stand für eine mitteleuropäische Literatur der Erinnerung, der es darum geht, den Holocaust-Kitsch und die banale Mythisierung des Geschehens in den Vernichtungslagern abzuwehren. So schildert er in dem Roman „Fiasko“ und „Kadisch für ein nicht geborenes Kind“ runden die Trilogie der „Schicksalslosigkeit“ ab. Darin geht es um die Spätfolgen der Shoah, um das Desinteresse, mit dem die Welt nach 1945 auf das Schicksal der KZler reagiert hat. Auch in den späteren Büchern – im „Galeerentagebuch“ oder in dem Roman „Liquidation“ – versuchte Kertész, nachdem er sich seinem eigenen Land entfremdet hatte, Klarheit über seine Identität zu erhalten.

Kaum einer hat die traumatische Erfahrung des Holocaust so dicht gestaltet und tief reflektiert wie er. Als ihm 2002 der Nobelpreis zuerkannt wurde, war er Fellow des Wissenschaftskollegs Berlin, jener Stadt, die ihm nach dem Verlassen Ungarns zur zweiten Heimat wurde.



Imre Kertész. Foto: Etienne de Malglaive

Die Grenzgängerin

Film-Nachruf auf die
Künstlerin Benita Joswig

Von Ingeborg Salomon

Ihr letztes vollendetes Kunstwerk war eine Glastür für die Bibliothek des Instituts für Kirchenbau und Kirchliche Kunst in der Gegenwart in Marburg. Das traumhafte Angebot einer renommierten Glasmalerei aus Paderborn konnte Benita Joswig im Sommer 2012 schon nicht mehr annehmen. Am 2. Oktober 2012 verlor die Künstlerin und Theologin, die in Heidelberg an der Elisabeth von Thadden-Schule unterrichtete, den Kampf gegen den Krebs. Wenige Monate davor hatte die 47-Jährige der Universitäts-Bibliothek ihr Projekt „Books writing“ übergeben.

Über Leben Benita Joswig. und Werk dieser Archivfoto: Kresin Grenzgängerin zwischen Theologie, Kunst und Literatur hat die Hamburger Regisseurin Annamaria Benckert einen sehr berührenden Film gedreht. Nach der Premiere in Hamburg ist „Die Grenzgängerin“, so der Titel, nun auch in Weinheim zu sehen. Hier ist Benita Joswig aufgewachsen, hier hat sie mit ihrem Mann zuletzt gelebt. Annamaria Benckert lässt 40 Minuten lang Weggefährten, Freunde und Kollegen zu Wort kommen, die sehr persönlich auf das Leben dieser kraftvollen Frau zurückblicken. Archiv-Videos und Fotos lassen sie lebendig werden; die Filmmusik hat der Weinheimer Film- und Theaterkomponist Biber Gullatz komponiert.

Info: Der Film „Die Grenzgängerin“ wird am Sonntag, 10. April, um 11 Uhr im Modernen Theater Weinheim, Hauptstraße 61, gezeigt.

